

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **25 (2018)**

Heft 275

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur

Grönlandklang

Bilderflut

Huberjahr

Fluchtroman

Kaiserdock

Frauenstart

Ausdruckstanz

Spiegelbuch

Queerschaltung

Nordklang, die Zwölfte

Ein finnischer Jürgen Klopp mit Akkordeon, eine Norwegerin mit Laptop und den grossen Hymnen an die Nacht und ein grönländischer Mani Matter: Das Nordklang Festival bringt im Februar gewohnt vielfältig den grossen Norden in den kleinen Osten.

Text: Claudio Bucher

Mai 2017, Ulf Fleischer sitzt mit Gitarrenkoffer und einer Horde Fans im Flugzeug von Grönland nach Dänemark. Am SPOT-Festival in Aarhus spielt Grönlands Mani Matter, knapp 60, seine Songs sitzend, während sein mitgereistes Publikum mit Bierfässern unter dem Arm zu Liedern über die Liebe auf der grössten Insel der Welt schwelgt (*Asanninseq*). Daneben stehen Ü50-er mit dem Rücken zur Bühne, filmen sich und ihren Nationalhelden, der nach dem ersten Song überwältigt in Tränen ausbricht.

So etwa erzählt Larissa Bissegger, Präsidentin des Vereins Nordklang, von ihrer ersten Begegnung mit dem 1-Meter-60-Troubadour. Am 24. Februar bringt dieser seine grönländischen Radiohits zum Nordklang nach St.Gallen, in die Intimität der Kellerbühne, ohne Band und Visuals. Bestellt hat er für seinen grossen ersten Auftritt in der Schweiz einen Notenständer.

Mit einem Gespür für Entdeckungen ist das Nordklang-Festival in seiner zwölften Ausgabe mittlerweile eine städtische Tradition: Es ist im Februar nicht nur ein Fest der Vielfalt hoch-nordischer Musik, sondern auch ein Fest des Winters. Und wer will den Winter denn auch besser verstehen, beschreiben und verarbeiten als Menschen, bei denen es im Spätsommer schon um 17 Uhr dunkel wird?

Und warum klingt der Norden dabei so gut? Geografie ist bekanntlich Schicksal. Kulturpolitik weniger: Der dänische Popkulturexport ist beispielsweise im globalen Vergleich erfolgreicher oder zumindest sichtbarer als der eidgenössische. Liegt das bloss an Radioquoten, besseren Englischkenntnissen, höheren Budgets und in die Gesellschaft eingeschriebenen, mystifizierten Mentalitätskonzepten wie dem Janteloven? Oder am Wetter? Interessante Fragen für ein Podium; das Nordklang lässt die Musik für sich sprechen. Das diesjährige Programm im Schnelldurchlauf:



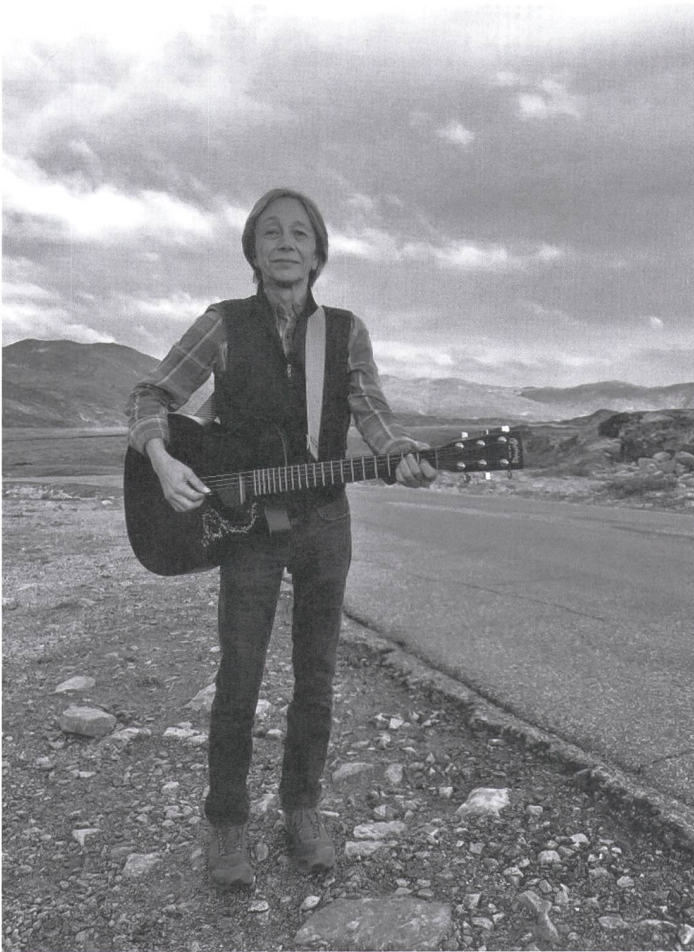
Mariam The Believer (Schweden).

Am Freitagabend wird das Festival nach nordklänglicher Tradition mit einem Film eröffnet, vertont von drei der insgesamt 48 eingeflogenen Musikerinnen. Das in Kopenhagen ansässige estländisch-dänisch-schwedische Kompositionstrio Shitney hat sich persönlich beim Festival beworben. Die drei werden den Kinok-Saal füllen mit Noise-Generatoren, Saxofon und Stimmfragmenten, mit Gegenwartsjazz für einen Stummfilmklassiker: *The Outlaw And His Wife* (1918) erzählt das Drama zweier Verstossener auf der Flucht in der Wildnis Islands. Wortlos universal: eine Geschichte über Liebe, Hunger und Kälte.

Tradition, die Zweite: Am Samstag um 20 Uhr treffen an der Nordklang-Session im Pfalz Keller die fünfköpfige Tanzkapelle Mads Hansens Kapel auf zwei junge Einheimische: den Metallaffinen Wittenbacher Hackbrettler Christoph Pfändler und den Loopmaschinen-verliebten Schwyzer-Örgelist Adrian Würsch.

Weniger geografisch verortbar ist der Sound des Duos Jærv (Samstag, 20.30 Uhr im Palace), wären da nicht die dänischen Texte: Electropop mit Flume- und Hudson-Mohawke-Anleihen, grossen Hooks, teilweise ein Stück zu eurovisionstauglich. Ein Stück eigenständiger wird wohl Mariam The Believers Auftritt im Hofkeller (21.30 Uhr): Die vielseitige schwedische Sängerin spielte schon eine Hauptrolle in einer Oper des isländischen Noise-Gotts Ben Frost. Nach St.Gallen kommt sie mit ihrem letzten Album *Love Everything*, auf der Suche nach der Kraft grosser Popmelodien, begleitet von ihrer weissen Gibson-Gitarre.

Während Ulf Fleischer seine grönländischen Folksongs in die Kellerbühne haucht, wird es in der Grabenhalle ab 22 Uhr richtig laut: Der Akkordeonist Antii Palaanen aus Finnland verzichtet auf Bühnenelektronik und feingeistige Noise-Spielereien. Den Technobeat stampft er mit seinen Lederschuh auf dem



Ulf Fleischer (Grönland).



Sykur (Island).

Holz der Grabenhallenbühne. Dabei erinnert er an Jürgen Klopp im Blazer: laut, jauchzend, mitreissend.

Ein Höhepunkt des diesjährigen Festivals ist sicher die junge Norwegerin Sea Change. In den letzten zwei Jahren spielte sie über 100 Konzerte, im skandinavophilen Osten war sie schon länger auf dem Radar: Bereits zwei Jahre vor ihrem Debutalbum spielte sie 2013 im Oya. Die Emotionalität ihrer selbstproduzierten Songs erinnert an PJ Harvey, ihre Hymnen ans Tanzen mit geschlossenen Augen, an die süßbittere Erinnerung flüchtiger Bekanntschaften durchgetanzter Nächte an Lykke Li. Nahe am Zeitgefühl der Generation «Wir haben alles, was wir brauchen, doch noch lange nicht genug / sind zu gross für unsere Stadt, doch zu klein für die Welt » (OK KID) macht sie den Soundtrack für die eskapistischen Momente gefühlter Neuanfänge im Wechselspiel mit beängstigend-lähmender Orientierungslosigkeit. Der Hofkeller unter dem Klosterplatz ist als Bühne dafür zu clean, zu klein, zu vorbelastet für diesen Act: Das Palace wäre die bessere Wahl gewesen, auch wenn Sea Change alleine, ohne Schlagzeug und Grossformation anreist.

Parallel spielt ein paar Schritte weiter über die klösterlich-katholischen Steine die Songwriterin Konni Kass im Pfalz Keller: Sie und ihre Band klingen ein wenig wie Feist von den Färöer-Inseln. Um 23 Uhr bieten De Underjordiske im Palace dänischen Psychedelic Rock, der über Sprachgrenzen hinweg funktioniert. Nichts Avantgardistisches, aber zeitlos.

Zur gleichen Zeit stehen mit Sykur (isländisch: Zucker) eine isländische Combo auf der Bühne der Grabenhalle, deren letztes Album bereits sechs Jahre zurückliegt. Ein Auftritt im isländischen Nationalfernsehen vom Dezember zeigt jedoch, dass ihre Oden an Reykjavik noch immer tanzbar sind: gefilterte Synth-

Arpeggios, geradlinige 808-Bassdrums gepaart mit Live-Schlagzeug-Finessen und schwebendem Lead-Gesang mit leicht isländischem Akzent.

Das grösste Festival nordischer Musik in der Schweiz gibt es nach wie vor zum unerschämten tiefen Preis: 35 Franken kostet der Zweitagespass. Neben den lokalen Förderbeiträgen, der dänischen ROSA, den Bands, die auf ihre Gage verzichten, wäre das Festival vor allem ohne etwas nicht finanzierbar: der Freiwilligenarbeit von Bissegger & Co.

Nordklang Festival 2018

Shitney (DK/SE/EE) vertonen *The Outlaw and His Wife* (1918):
23. Februar, 19 Uhr und 21 Uhr, Kinok St.Gallen

MALMØ (DK) Showcase:
24. Februar, 15 Uhr, Viegner Optik, St.Gallen

Konzerte von u.a. Wolves like us (NO), Death Machine (DK), Jærv (DK), Antti Paalanen (FI), Mariam The Believer (SE), Ulf Fleischer (GL), Hans Andrias (FO), Konni Kass (FO), Sea Change (NO), Sykur (IS), De Underjordiske (DK), DJ Mentzonis (NO/Afterparty in der Grabenhalle bis 3 Uhr): Samstag, 24. Februar ab 20 Uhr, in der Grabenhalle, Palace, Hofkeller und Pfalz Keller, St.Gallen

nordklang.ch

«Meine weissen Flecken halten mich wach»

Im Gespräch mit der neuen Direktorin des Fotomuseums Winterthur Nadine Wietlisbach.

Interview: Katharina Flieger



Nadine Wietlisbach. (Bild: Flurina Rothenberger)

Saiten: Das Fotomuseum Winterthur verhalf der ehemaligen Industriestadt zu Strahlkraft. Ausstellungen zu Ai Weiwei, Robert Frank oder «Darkside I – Fotografische Begierde und fotografierte Sexualität» lockten zahlreiches Publikum an und sorgten international für Interesse. Nun übernimmst du die Gesamtleitung dieser Institution. Warum widmest du dich dieser Aufgabe und ziehst mit deiner Familie von Biel nach Winterthur?

Nadine Wietlisbach: Es gibt Chancen, die erhält man nur einmal: Eine spannende Institution in einer lebendigen, urbanen Stadt zu gestalten, ist wahnsinnig toll. Ich habe Erfahrung mit Orten, die sich neben den Zentren befinden – darum ist Winterthur für mich reizvoll. Ich betrachte die (Kultur-)Szene als Archipel, die Grösse der Schweiz bietet sich für Bewegung an. Einige längere Aufenthalte in Estland, Österreich und den USA haben sicher zu dieser Sichtweise beigetragen. Wie gestaltet man eine Institution, die eben nicht neben dem Zürcher Hauptbahnhof steht? Winterthur hat historisch betrachtet einige Parallelen zu Biel, auch dies eine ehemalige Industriestadt.

Was reizt dich im Speziellen an der Auseinandersetzung mit Fotografien?

Das Medium Fotografie wurde seit jeher grossen Veränderungen unterworfen. Heute geht es um Beschleunigung, um Masse. Wir alle sind Produzierende von Bildern, zugleich sind wir auch Verteilende, tragen zur Bilderflut bei. Die Grenzen unterschiedlicher Genres wie der Gebrauchs- oder angewandten Fotografie im Kunst- oder Wissenschaftskontext lösen sich immer mehr auf. Das Ephemere ist zentral für dieses Medium. Deshalb spreche ich nicht von «der Fotografie», sondern von Fotografien in der Mehrzahl – noch lieber aber vom Fotografischen. Die Fotografie, wie man sie vor 30 Jahren kannte, existiert zwar noch, wurde jedoch einiges vielgestaltiger.

Das Fotografische, wie du es nennst, ist heute präsenter denn je. Mit der Digitalisierung haben sich Produktion und Verbreitung verändert. Die Bandbreite reicht von klassischer Reportage- über Drohnenfotografie bis zum Selfie. Nach welchen Kriterien triffst du eine Auswahl als Kuratorin?

Mich interessieren Bilder und Konzepte, die mit grosser Sorgfalt erstellt wurden. Die sich durch eine präzise Materialwahl auszeichnen. Mich inspirieren authentische Künstler und Künstlerinnen, die reflektiert und mutig vorgehen. Bilder, bei denen eine inhaltliche Aussage mit dem technisch fotografischen Prozess verknüpft wird und die dadurch eine inspirative Kraft entwickeln, sind zeitlos. Dieser Teil des Bildschaffens verschwand nicht und wird auch nicht verschwinden. Wir bewegen uns mit verschiedenen Geräten wie Smartphones innerhalb digitaler Infrastrukturen, Netzwerken und vielschichtiger Bildwelten, das Tempo ist beachtlich. Das emotionale Potential ist trotzdem vorhanden, ein Aspekt,

der manchmal unterzugehen droht. Als Kuratorin interessiert mich, mit dieser Fülle an Themen und Bildern Konzentrationmomente zu schaffen – egal ob im Ausstellungsraum oder auf publizistischer Ebene, digital oder auf Papier.

Das Fotomuseum wurde 1993 gegründet und durch die Arbeit von Urs Stahel geprägt. Wie haben sich mit dem Wandel der Fotografie die Anforderungen an eine Institution wie das Fotomuseum verändert?

Heute ist man über das Stadium hinaus, ein fotografisches Bild bilde vor allem Authentizität ab. Die lange Geschichte der Wahrheitsbehauptung, die für die Fotografie zentral war, hat ein Ende gefunden. In meiner Arbeit stellt sich vor allem die Frage, die mögliche Formate betrifft. Wie und wo betrachtet wer Bilder? Wie gestaltet sich ein Diskurs darüber, und auf welchen Plattformen ist es sinnvoll, diesen zu führen? Wie bilden wir diese Prozesse ab? Je komplexer unsere eigene Situation in einer globalen, technologisierten Welt wird, umso wichtiger werden intelligente und lustvolle Reflexionsangebote. Für mich beginnt dies mit einem virtuellen Spaziergang auf der digitalen Oberfläche der Website, vertieft sich im Ausstellungsraum und endet im Buchladen oder im Gespräch bei einer Tasse Kaffee. Neue Ausstellungsformen fordern ein hohes Mass an Kommunikation – sei dies über die Ausstellungs-gestaltung, Texte oder über das Museumspersonal in Ausstel-lungsräumen.

Wer soll einen derartigen Spaziergang unternehmen – wessen Bedürfnisse sollen befriedigt werden?

Die grösste Herausforderung wird sein, zwischen einem internationalen, teilweise hochspezialisierten Publikum und Menschen zwischen 4 und 99 Jahren im nationalen und lokalen Kontext eine Brücke zu schaffen. Starke Einzelausstellungen mit internationalen Künstlern und Künstlerinnen werden sich mit thematischen Gruppenausstellungen abwechseln, die von relevanten politischen Themenkomplexen ausgehen. Es gibt Elemente wie P3, eine Initiative für junge Kunstschaffende im Bereich Post-Fotografie, die erstmals 2016 stattgefunden hat und die nun weiterentwickelt wird. Situations, das sind kuratorische Themen-Cluster, mit denen wir schnell auf fotografische und kulturelle Entwicklungen reagieren können. Sie werden sich weiterhin im physischen und digitalen Raum manifestieren, hinzukommen könnte ein Podcast. Das Fotomuseum verfügt über eine beachtliche Sammlung – wie kann diese erweitert werden? Was bedeutet das Sammeln von Fotografischem im digitalen Zeitalter? Was sind Politiken des Sammelns? Nebst dem Bewusstsein, dass jedes Bild Bildpolitiken verinnerlicht hat, möchte ich darüber nachdenken, wie wir mit dieser Winterthurer Sammlung zu verorten sind und was dies im internationalen Kontext bedeutet. Das ist für mich eine Herzensangelegenheit.

Das Fotomuseum soll auch in Zukunft ein Zentrum für Bildinteressierte und ein Begegnungsort für unterschiedliche Menschen aller Generationen sein.

Wie sieht dein persönliches Ziel für die nächsten Jahre aus?

Auch 2020 sollte das Fotomuseum als Gravitationszentrum für das Fotografische funktionieren, fest verankert in Winterthur und der ganzen Schweiz. Innovative Ausstellungen und Vermittlungsformate sorgen für eine kritische Beleuchtung des Gestern und Heute sowie für experimentelle Abenteuer, die dialogisch mit Abidjan, New York, Paris und Warschau vernetzt sind.

Der Wandel zum Fotografischen betrifft auch ein Infragestellen eurozentristischer Kategorien und Aufmerksamkeitsökonomien. Welche weissen Flecken hast du als 35-jährige Luzernerin möglicherweise – welche Zusammenarbeiten möchtest du pflegen, um diese zu beleuchten?

Der eurozentristische Blick ist in der Fotografie – ähnlich wie in der zeitgenössischen Kunst – nach wie vor präsent. Meine weissen Flecken halten mich wach! Nach einem längeren Aufenthalt im südlichen Afrika 2009 hat sich meine Perspektive klar verschoben, dadurch ermutigt habe ich beispielsweise 2016 eine Ausstellung mit Flurina Rothenberger (einer Schweizerin, die an der Elfenbeinküste aufwuchs und sich seit jeher zwischen der Schweiz und Afrika bewegt) realisiert. Mit dem Photoforum Pasquart durften wir Start-hilfe bei einem wichtigen Projekt leisten: Edition Nice, einem Magazin, in welchem Fotografen und Fotografinnen sowie Schreibende aus Pemba, Moçambique, ihre Geschichten zwischen Globalisierung und kulturellem Erbe erzählen. Eine weitere Zusammenarbeit mit Flurina Rothenberger und ihrem Verein CLAIM editions kann ich mir gut vorstellen. In diesem Zusammenhang interessiert mich vor allem die Frage, was kulturelle Aneignung in anderen Teilen der Welt bedeutet. In der Musik, im Tanz, kurz: In der Kunst wird zitiert, gemixt, collagiert – wie beeinflussen diese Strategien und Praxen unterschiedliche Weltenbilder?

Nadine Wietlisbach ist seit Januar Direktorin des Fotomuseum Winterthur. 2016/2017 leitete sie das Photoforum Pasquart in Biel, davor war sie drei Jahre stellvertretende Direktorin am Nidwaldner Museum in Stans. Zwischen 2007 und 2015 initiierte und leitete sie den unabhängigen Kunstraum «sic! Raum für Kunst» in Luzern, 2015 war sie Gastkuratorin am Museum of Contemporary Photography in Chicago. Nadine Wietlisbach konzipierte bisher zahlreiche Ausstellungen, Publikationen und andere Formate in den Bereichen zeitgenössische Fotografie und Kunst. 2015 wurde sie vom BAK für ihre Arbeit als Kuratorin und Kritikerin mit einem Swiss Art Award ausgezeichnet.

Das Interview mit Nadine Wietlisbach wurde per Skype geführt. Es erschien zuerst in den Magazinen Coucou und Zollfreilager.

Forum Alte Musik 2018

Zeitreise vom Mittelalter bis in den Barock
Historische Aufführungspraxis

Konzerte jeweils Sonntag, 17 Uhr
Kirche St. Mangen, St. Gallen

4. Februar

Musik und Schicksal im Mittelalter
Ensemble aquilegia (Blockflöten, Gesang, Traversflöte, Fiedel)

11. Februar

Johann Sebastian Bach: Sonaten
Christine Busch (Violine) und Christine Schornsheim (Cembalo)

18. Februar

15.15 Uhr: Gamben-Workshop & Apéro
Deutsche Madrigale & Tanzmusik von Balthasar Fritsch
Ensemble Musicke&Mirth (Sopran und Gamben)

25. Februar

Musikalische Auswirkungen der Reformation
24. Februar, 19 Uhr Vortrag: Verena Förster und Michael Wersin & Apéro
Orgel- & Vokalwerke aus Renaissance & Barock
V. Förster (Orgel); Cappella Vocale der Kathedrale St. Gallen, Ltg: M. Wersin

4. März

Johann Sebastian Bach: Dritter Theil der Clavier-Übung
Michael Radulescu (Orgel)

Eintritt frei – Kollekte – Apéro nach jedem Konzert

Evang.-ref. Kirchgemeinde St. Gallen C

Musikalische Höhepunkte in der
Kunsthalle Ziegelhütte Appenzell

KONZERTE 2018

Vom Volkston zur Kunstmusik

Freitag, 2. März 2018, 20 Uhr

**Daniel Schnyder, Yang Jing
Bassam Saba und Ensemble**
Klingende Seidenstrasse
Klangreise von Arabien bis China



Freitag, 6. April 2018, 20 Uhr

**Dame Felicity Lott
Sebastian Wybrew**

Liederabend Die berühmte Sopranistin
singt Volkslieder, Britten und Brahms



Freitag, 4. Mai 2018, 20 Uhr

Schweizer Klaviertrio

Zum 20. Geburtstag

Werke von Martin, Juon und Schubert



Billette

Kunsthalle Ziegelhütte, Ziegeleistrasse 14, 9050 Appenzell
Tel. 071 788 18 60, info@kunsthalleziegelhuette.ch

Ganzes Jahresprogramm und weitere Infos auf www.h-gebertka.ch



Heinrich Gebert
Kulturstiftung Appenzell

Klangfestival

Naturstimmen im Toggenburg

9.-21. Mai 2018 in Alt St. Johann

**Atemberaubende Konzerte mit
Naturstimmen aus aller Welt.**

**Tickets & Programm:
klangwelt.ch**

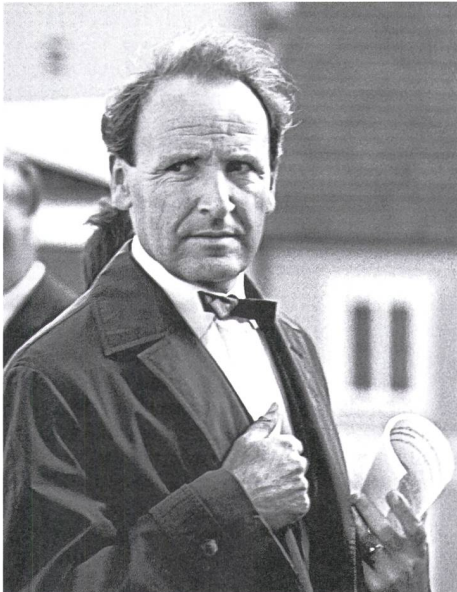


KlangWelt
Toggenburg

Die Tiefe, die Tiefe!

Zum 100. Geburtstag von Paul Huber erscheint eine Biografie samt Werkverzeichnis des St.Galler Komponisten.

Text: Peter Surber



Paul Huber 1964 in Ottobern.

Die Festschrift zu seinem 60. Geburtstag 1978 hatte gleich im Vorwort einen hohen Ton angeschlagen: «Sie nehmen im kulturellen Schaffen der Ostschweiz einen hervorragenden Platz ein», hiess es dort, und später: «Unbeirrt und ohne Umwege haben Sie die in Ihnen schlummernde Kraft der schöpferischen Aussage entwickelt und in die ihr gemässe Form der Musik gebracht. Bei allem Fleiss, der Sie auszeichnet, aller leidenschaftlichen Hingabe an das Werk, die Ihnen eigen ist, wurzeln Sie tief in unserer Heimat...» Autor des Vorworts war «In herzlicher Verbundenheit, Ihr Kurt Furgler, Bundesrat».

40 Jahre später ist solches Pathos undenkbar und das katholische Milieu bröcklig geworden, dem Furgler ebenso wie Paul Huber angehörten. Die Festschrift zum 100. Geburtstag Hubers kommt denn auch angenehm nüchtern daher. Mehr als die Hälfte der rund 220 Seiten nimmt das Werkverzeichnis ein. Den ersten Teil bilden «Biografische Skizzen» von Hanspeter Spörrli, die für alle, die Huber kannten und als Musiklehrer erlebt haben, das Bild des Mannes mit der «vertschudleten» Mähne (so eine Schülerin in ihrer Erinnerung) noch einmal lebendig machen.

Spörrli hat Einblick in Paul Hubers Jugendtagebuch erhalten, er hat zudem die Akten der Vormundschaftsbehörde studiert und kann damit insbesondere Hubers Kindheit plastisch machen. «Das Unglück und ein unwahrscheinliches Glück» ist das Kapitel betitelt: Paul Huber, ältestes von sieben Kindern, Bauernbub in Kirchberg, verliert mit zehn Jahren auf einen Schlag beide Eltern, die an einer Lebensvergiftung sterben. Die Gemeinde reagiert rasch und offenbar engagiert: Paul kommt zu einer Pflegefamilie, die ihn fördert und insbesondere seine musikalische Begabung früh erkennt. Das Tagebuch des jugendlichen Paul ist zwar wortkarg, es listet Wetter, liturgische Pflichten, Schul- und Familienereignisse knapp auf, dafür mit einer Vielzahl von Ausrufe- und Fragezeichen. Emotionen liest man zwischen den Zeilen und manchmal auch in den Wetterinfos, wie in den Einträgen zum Todestag der Eltern: «Todestag unserer lb Mutter. 5 Jahre!.....Presto fff. Grossmutter kam.» Und etwas später: «Vater Todestag. Schneefall. Wir packten meinen Koffer.»

Spörrli sieht darin einen Charakterzug, der Huber zeitlebens ausgezeichnet hat: Was unaussprechlich ist, wird Musik. Beim Kirchberger Lehrer und Chorleiter Josef Heinrich Dietrich bekommt

er den ersten musikalischen Unterricht und lernt das Werk jenes Komponisten kennen, der Dietrich wie ihm zum lebenslangen Vorbild wird: Anton Bruckner. Die Biografie zeichnet dann den weiteren schulischen Weg nach und schlägt Bögen zum politischen Geschehen der 30er-Jahre – das vom heimischen Kirchberg allerdings weit weg scheint, wie Spörrli anmerkt. Huber bleibt zeitlebens ein weltoffener, aber politisch zurückhaltender Mensch – «dem Zeitgeist, seinen ideologischen Strömungen und verpflichtenden Moden schien er zu misstrauen.»

Umso stärker setzt sich die Berufung zur Musik durch. Schon im Kollegi Appenzell dirigiert Huber eigene Kompositionen und schreibt zu seiner eigenen Matura (die er nach der RS als «Schnellmatura für Wehrmänner» erst 1940 absolvieren kann, kurz vor der Mobilmachung) einen Marsch. Blasmusik bleibt, neben der Kirchenmusik, zeitlebens Hubers zweites, volkstümlicheres musikalisches Standbein. Pragmatisch absolviert er auch die späteren Militärdienste, komponiert dem Inf Rgt 33 1952 einen bis heute populären Marsch, aber leidet auch. «Eine Künstlernatur – und darf mich doch ohne Überheblichkeit auch ein wenig zu ihnen zählen? – ist überhaupt ganz und gar nicht fürs Militär geschaffen!» schreibt er einmal an seine künftige Frau Hedi.

Hubers musikalisches Credo findet der Biograf in dessen Diplomaufsatz am Konservatorium Zürich «Mein Beruf als Musik-erzieher» vom März 1944. Dort deklamiert Huber unter anderem: «Nicht das Viele muss erstrebt werden, sondern die Tiefe, die Tiefe!» Und nichts gehe tiefer im Menschen, wirke unmittelbarer und habe die Gabe, «Unsaybarem Ausdruck zu verleihen» als die Musik. In seinen grossen geistlichen Werken, geschrieben zumeist für die St.Galler Kathedrale und seinen Freund und Mentor Johannes Fuchs, hat Paul Huber diesen Anspruch zweifellos eingelöst.

Ob er ihn auch als Pädagoge, als Musiklehrer an der Kantonschule eingelöst hat, dazu dürfte die Überlieferung kontrovers bleiben. Meine eigenen Erinnerungen an die strapaziösen Chorproben vor den Kantikonzerten sind eher zwiespältig. Sein Charisma als Künstler beeindruckte jedoch wohl alle, die mit ihm zu tun hatten. Und die Stimmen, die Hanspeter Spörrli in seiner biografischen Skizze versammelt, sind denn auch fast durchwegs positiv. Man habe «nie ein Unwort» gehört, er sei «mit Leib und Seele der Musik verpflichtet» gewesen und habe sich «nie exklusiv, immer inklusiv verhalten, egal, wer vor ihm stand»: So lauten einige der Urteile von Ehemaligen.

Die Biografie gibt schliesslich auch Einblick in den familiären Alltag: Hubers unspektakulär-seriose Arbeitsweise, sein nachmittägliches Komponieren im «Hades», seinem Arbeitszimmer im Haus an der Goethestrasse, und die wichtige Rolle seiner Ehefrau Hedi, die für die «Ministerien» des Inneren, des Äusseren und der Wirtschaft zuständig war und vom Kittel bis zur Feriendestination alles für ihren Mann entschied.

Am 25. Februar 2001 ist Paul Huber gestorben. Acht Jahre zuvor war er mit einem eigentlichen Huber-Jahr zum 75. Geburtstag gefeiert worden. 2018 soll nun wiederum ein Huber-Jahr werden; diverse Konzerte mit seinen Werken sind geplant. Sie werden vielleicht bestätigen, was Josef Osterwalder im «Tagblatt» im Bericht zur Abdankung 2001 geschrieben hat: Hubers Werk sei ein ständig neuer Versuch gewesen, auf die Nöte der Zeit mit dem Trost der Verheissung zu antworten.

Hanspeter Spörrli, Bernhard Hangartner, Eva-Maria Hanke:
Paul Huber – Der Komponist und sein Werk, VGS St.Gallen 2018.

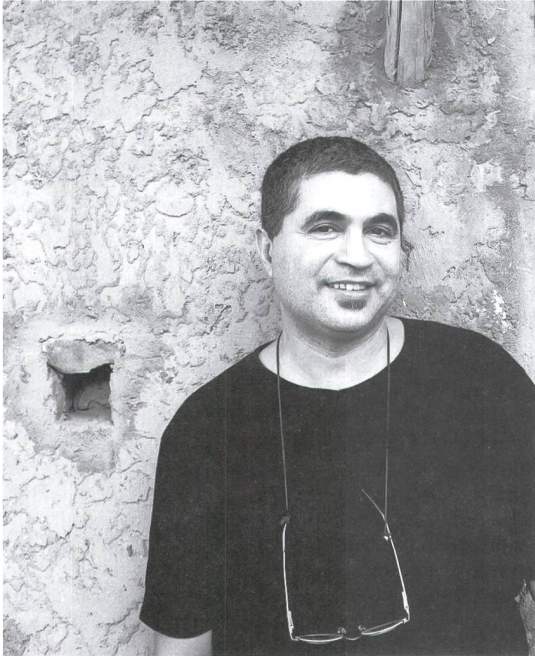
Buchvernissage und Gedenkanlass: 17. Februar, 10 Uhr, Kathedrale St.Gallen,
11 Uhr Musiksaal Klosterhof

paul-huber.ch, vgs-sg.ch

Ein Stück neues Leben. Ein besseres.

Willkommen im Paradies – Mahi Binebines Roman *Cannibales* ist in überarbeiteter deutscher Übersetzung neu erschienen. Und so aktuell wie eh und je.

Text: Florian Vetsch



Mahi Binebine. (Bild: pd)

Mit *Cannibales* ist dem marokkanischen Autor Mahi Binebine 1999 ein brandaktuell gebliebener Roman in literarisch meisterhafter Ausführung gelungen. Seit Herbst 2017 liegt der bei Haymon 2003 unter dem Titel *Kannibalen* erstmals auf Deutsch erschienene Roman in einer völlig neu bearbeiteten Übersetzung mit dem Titel *Willkommen im Paradies* bei Lenos, Basel, vor. Wiederum besorgte Patricia A. Hladschik die präzise, atmosphärisch dichte, flüssige zu lesende deutsche Fassung.

Mit *Cannibales* leistete Mahi Binebine einen eindrücklichen Beitrag zur Erhellung der oft im Dunkeln liegenden Schicksale jener Menschen, die sich am nordafrikanischen Ufer für viel Geld einer Schlepperbande anvertrauen, um sich illegal über die Strasse von Gibraltar nach Spanien schmuggeln zu lassen. Der Roman erzählt einen markanten Ausschnitt aus einer solchen Flucht eines Haufens zusammengewürfelter Menschen, die sich in einer Nacht an der Küste von Tanger hinter mächtige Strandfelsen ducken; sie werden von einem Schlepper angeführt, von dem ihnen der Anheurer Murâd versichert hat, dass er sie heil und unerkannt über die unruhige Meerenge nach Andalusien im gelobten Land Europa bringen werde. Die angespannte Situation in dieser Nacht, das Verfließen der Zeit, bis sich die Schar unter dem Ruf ihres finsternen Fährmanns endlich ins Boot werfen und auf hohen Wogen in Richtung Spanien aufbrechen kann, diese unter Hochspannung verstreichende Nacht bildet die Rahmenhandlung von *Willkommen im Paradies*.

Bewegende Schicksale

In diese hineingewoben sind Passagen, welche die Vergangenheit der einzelnen Auswanderer beleuchten, auch diejenige des Menschenfängers Murâd, dem die Anwârter im Café France, «dem Hauptquartier der Kandidaten einer illegalen Ausreise», ins Netz gehen und der, weil er schon einmal in Frankreich gearbeitet hat, der «verstossene Europäer» genannt wird. Dunkel bleibt lediglich die Vergangenheit des Schleppers, von dem auch wegen seiner unwirschen, rauen Befehle eine düstere, menschenfeindliche Ausstrahlung ausgeht. Von allen anderen Figuren aber erfahren wir wesentliche Gelenkstellen aus ihren Biografien, auch von Asûs, dem Ich-Erzähler, der in Marrakesch den sicheren Hort seiner Jugend, eine Missionsschule, verlassen musste und sich nun mit seinem verwaisten Cousin Reda, der fürchterlich kränkelt, nach Frankreich durchschlagen will. Denn in Marokko sieht Asûs keine Perspektiven mehr für sich, auch nach einem allfällig absolvierten Studium nicht.

Während des Wartens auf den günstigen Augenblick zur Überfahrt erzählt Asûs die Lebensgeschichte seiner Gefährten, wovon hier nur wenig skizzenhaft angedeutet sei: Da ist der Algerier Kâssim Dschûdi, der einzige Überlebende eines «Massakers aus Blida, bei dem etwa hundert Menschen niedergemetzelt worden waren», darunter seine ganze Familie. Da ist Nuara mit ihrem Säugling, die ihren Mann Sulaimân in Frankreich suchen will; nach seinem letzten Besuch war sie schwanger geworden, und obschon sie seit über einem Jahr nichts mehr von ihm gehört hat, hofft sie, er werde sie mit dem Büblein aufnehmen. Oder Pafadnam, der grosswüchsige Soninke vom Niger, der alle um zwei Köpfe überragt, aber nicht schwimmen kann und trotzdem die Überfahrt in der Nusschale wagt; seit Jahren fiel kein Regen mehr in seiner Region, so musste er – kein völlig Mittelloser, sondern Besitzer eines kleinen Fleckens Erde – sich von seiner Familie trennen; doch er versprach, sie nachzuholen, sobald er in Europa Fuss gefasst haben würde. Oder Yarcé, Malier und Ex-Masseur

eines postkolonialen Engländers, der ihn allein wegen seiner tiefdunklen Hautfarbe eingestellt hatte; nach dessen Tod wurde Yarcé von den Erben entlassen; mit seinem Gesparten will er die Freunde seines verstorbenen Arbeitgebers aufsuchen, um bei ihnen, sollten sie ihn einstellen, seine Profession weiter auszuüben.

Oder schliesslich der junge Jüssuf, Sohn eines ehemaligen Amtsdieners aus Marrakesch; sein Vater brachte seine halbe Familie mit gestohlenem, mit Rattengift gestrecktem Weizen unwissentlich um und verlor darüber den Verstand. Für Jüssuf kam es danach «nicht in Frage, in Marrakesch zu bleiben: Nichts und niemand hielt ihn von jetzt an zurück. Er musste also abreisen. Irgendwohin. Weit weg. / Obwohl er nach der Tragödie alles verkauft hatte, was das Haus enthielt – Matratzen, Teppiche, Sitzkissen, Küchengeräte, Kleidung, Schmuck und so weiter –, war es Jüssuf nur gelungen, drei Viertel des Preises einer Überfahrt herauszuholen. Diese Summe kannten alle Jungen; jeder träumte davon, sie eines Tages beisammen zu haben! Eine Woche später war Jüssuf in den Norden aufgebrochen. Im Zug, der ihn nach Tanger brachte, hatte er diesen Typen kennengelernt – freilich ein Gauner –, der ihn zu Murâd führte. Eines Abends sahen wir sie im Café France aufkreuzen. Jüssuf lächelte ganz verlegen, mit ausweichendem Blick, wie um es uns zu ersparen, darin den tragischen Charakter seiner Geschichte zu lesen. Gerührt von seinem Verlust, hatte der Verstossene Europäer den Schlepper dazu gebracht, ihm einen Rabatt zu gewähren. So kam es, dass er bei uns landete. Bereit, das Schicksal zu beschummeln und ihm ein neues Leben abzapfen. Ein Stück neues Leben. Ein besseres.»

Doch die Überfahrt scheitert. Asûs, der sich in einer bewegenden Szene dazu entschliesst, wegen seines kränklichen Cousins Reda an der marokkanischen Küste zurückzubleiben, verfolgt am nächsten Morgen im Schaufenster eines Elektrogeschäfts auf dem Boulevard Pasteur in Tanger die spanischen TV-Nachrichten, in denen kurz die an die andalusische Küste gespülten Leichname ihrer Gefährten aufleuchten. «Man fischt jeden Tag Harragas aus dem Wasser», lautet ein Kommentar («Harragas» ist lokales Argot für «illegale Einwanderer»). Fakt ist, dass seit den 1990er-Jahren viele tausend Emigrantinnen und Emigranten in der 14 Kilometer breiten Meerenge, die Afrika von Europa trennt, ertranken. Asûs und Reda irren nach dieser schweren Nacht verwirrt durch die Stadt und landen am Abend doch wieder vor dem Café France, wo Murâd seine wortgewandten, vollmundigen Verheissungen vor begierigen Ohren ausbreitet.

Europas Hochmut, Algeriens Fundamentalisten

Mahi Binebines Roman *Cannibales* hat seinen Titel von einem allnächtlich wiederkehrenden Traum Murâds. Murâd träumt, dem Begehren seines einstigen französischen Chefs in Paris nachzugeben, eines Restaurantbesitzers, für den er als Küchenjunge arbeitet und der Murâd Stück für Stück aufessen will. Wie Murâd vor lauter Untergebentreue schon alle Glieder und den ganzen Rumpf seinem Chef zum abartigen Mahl überlassen hat und nur noch seinen Kopf besitzt, bittet er seinen Chef, auch diesen noch aufzuessen. Doch dem sind Köpfe zuwider, und so schleudert er ihn aus dem Fenster. Nach einem unendlich langen Fall zermalmen Murâds Schädel schliesslich die Kiefer eines Mülllastwagens. – Ein Traum, dessen Symbolik deutlicher nicht sein könnte.

Zwischen den Zeilen kritisiert Binebines Roman den Hochmut der Europäer genauso wie die sozial prekären Missstände in seinem Herkunftsland. Und keineswegs nur in den Reminiszenzen an das Massaker im algerischen Blida funkelt Binebines Kritik an der Gefahr des Fundamentalismus auf. Die Salafisten haben Sukkurs in manchen Teilen der marokkanischen Bevölkerung, Zulauf aber oft auch von den sozial Schwächsten, an die sie sich gezielt heranmachen.

So geschehen für die Anschläge vom 16. Mai 2003 in Casablanca, als sich zeitgleich 14 jugendliche «Kamikaze», wie die Marokkaner sie nennen, an fünf verschiedenen Orten in der Stadt in die Luft sprengten; sie alle stammten aus Sidi Moumen, einem Slum am Nordrand der Viermillionenstadt Casablanca, einem Bidonville, in dem 170'000 Menschen auf engstem Raum unter unsäglichen hygienischen Bedingungen und ohne jede

Zukunftsaussicht am Rand einer Müllhalde leben. Binebine hat dem Fall den inzwischen verfilmten Roman *Les étoiles de Sidi Moumen* (2010), dt. *Die Engel von Sidi Moumen*, ebenfalls bei Lenos, gewidmet.

Eine der letzten Szenen von Binebines *Kannibalen* kann in diesem Kontext gelesen werden. Asûs und Reda wanderten, nachdem sie die schreckliche Neuigkeit erfahren hatten, «ziellos durch die Strassen, jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Bei einer Moschee, auf deren Schwelle ein Bärtiger in weissem Gewand einigen Bartlosen eine Ansprache hielt, blieben wir stehen. Seine Stimme war warmherzig, wohlwollend. In seinem Blick bemerkte ich undeutlich einen vertrauten Schimmer. Er erzählte mit der gleichen Beredsamkeit vom Himmel wie Murâd von Paris. Er lud uns ein, uns der Runde hinzuzugesellen. Wir zögerten einen Augenblick, aber wir waren so müde, dass wir es vorzogen, zunächst einen Ort zu suchen, an dem wir schlafen konnten. Langsamen Schrittes entfernten wir uns von dem kleinen Kreis von Zuhörern.» Wie leicht würde es in einer solchen Situation den Gestrandeten fallen, dazubleiben, das Angebot anzunehmen, zuzuhören, mitzugehen an einen Ort, wo es Suppe, Brot, vielleicht gar etwas Fisch gibt, und wie überzeugend würden dann die radikalisierenden Argumente jener anderen Menschenfänger klingen!

Bittere eigene Erfahrungen

Mahi Binebines Roman *Willkommen im Paradies* erinnert in seiner schonungslosen Authentizität an Mohamed Choukris Autobiografie *Das nackte Brot* und in seiner literarischen Intensität an Tahar Ben Jellouns Roman *Das Schweigen des Lichts*; darin erzählt Ben Jelloun von der Gefangenschaft der Attentäter des 1971 erfolgten Putschs gegen den früheren marokkanischen König Hassan II., erzählt von Tazmamart, jenem Steinverlies im Süden Marokkos, in dem die meisten der Attentäter in eineinhalb Meter hohen, vollkommen lichtlosen Zellen elend starben. Unter den wenigen Überlebenden befindet sich auch Aziz Binebine, Mahi Binebines Bruder. Diese bitterste Erfahrung seines Bruders dürfte zum prägenden Stachel des Autors geworden sein.

Mahi Binebine wurde 1959 in Marrakesch geboren. Er studierte in Paris Mathematik und lebt heute in Marrakesch, wo er sich für Kulturzentren sozial engagiert. Seine Bilder – Binebine malt auch – sind in bedeutenden Sammlungen weltweit vertreten. Seine Bücher sind in mehrere Sprachen übersetzt. Auf Deutsch erschienen in den 1990er-Jahren bei Knauer die bereits vergriffenen Romane *Der Schlaf der Sklavin* und *Mamayas letzte Reise*. Neben *Willkommen im Paradies* und *Die Engel von Sidi Moumen* liegt bei Lenos auch der Marrakesch-Roman *Der Himmel gibt, der Himmel nimmt* vor.

Diesem Autor ist eine breite Leserschaft zu wünschen. Wir dürfen auf weitere Werke von Mahi Binebine, dieser Stimme «voller Klarheit und Tiefe» (Tahar Ben Jelloun), gespannt sein. Im Frühjahr 2017 ist in Frankreich sein jüngster Roman *Le fou du roi* (Éditions Stock, Paris) erschienen, eine Auseinandersetzung mit dem Leben seines Vaters, der zu den engsten Vertrauten von König Hassan II. (1929-1999) gehörte; die deutsche Übersetzung erscheint unter dem Titel *Der Hofnarr* im Frühjahr 2018, wiederum bei Lenos, diesmal aus der Feder von Regina Keil-Sagawe.

Mahi Binebine: *Willkommen im Paradies* (aus dem Französischen von Patricia A. Hladschik). Lenos Verlag, Basel 2017, Fr. 28.50.

Der Kaiser aus dem Thurgau als Kindergeschichte

Karl Marx brauchte ihn für die Erklärung seiner Theorie des Klassenkampfes, Victor Hugo wird von ihm ins Exil getrieben, Henri Dunant veranlasste er zur Gründung des Roten Kreuzes und jetzt ist er die Hauptfigur in einer Geschichte für Thurgauer Kinder: Napoleon III. – der zweite Kaiser der Franzosen.

Text: Harry Rosenbaum



Napoleon III.

Er kommt mit siebeneinhalb Jahren als Flüchtlingskind 1815 auf das Schloss Arenenberg in der Thurgauer Gemeinde Salenstein. Bis zu seinem dreissigsten Lebensjahr wird er dort auch bleiben. Seine Eltern sind Louis Bonaparte und Hortense de Beauharnais. Der erste Franzosenkaiser Napoleon I. erhebt den Vater, seinen jüngsten Bruder, und die Mutter, Tochter seiner Frau Josefine aus erster Ehe, zum Königspaar von Holland.

Zuvor hatte der Empereur aus Korsika Hortense adoptiert und mit Louis verheiratet. Dadurch wird der 1808 in Paris geborene Prinz Charles Louis sein Neffe. Das nützt ihm aber nicht lange. 1815 ist es aus mit der napoleonischen Herrschaft. Der Dynastiegründer wird nach St. Helena verbannt, das holländische Königspaar abgesetzt und verjagt. Die Eltern des Prinzen, die nur eine Zweckehe eingegangen sind, trennen sich. Hortense flieht in die Nähe ihrer Schweizer Konten, nach Konstanz. Hier verwaltet ein Genfer Bankier ihr Vermögen.

Hortense erwirbt Arenenberg und zieht mit dem Sohn an den Untersee, wo er den ehrgeizigen Plänen seiner Mutter ausgeliefert ist. Die setzt sich in den Kopf, dass der Bub dereinst den französischen Kaiserthron zurückgewinnen soll. Neben der Einstellung eines Privatlehrers, dem Sohn eines engen Vertrauten von Robespierre, lässt die Beauharnais ihren kleinen Prinzen zwecks Gewöhnung an die künftigen grossen Aufgaben jeweils unter dem Zweispitz-Hut seines fern in der Verbannung schmachttenden Onkels einschlafen. Das Kinderzimmer auf Schloss Arenenberg soll ebenfalls magisch auf den Jungen wirken. Es hat ein grosses Fenster nach Westen, durch das man in Richtung Paris sieht. Nach der Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron wird das herrschaftliche Anwesen auf dem Seerücken ein Zentrum bonapartistischer Geheimtreffen.

Abenteuer in aristokratischen Wohnwelten

In dieser Zeit ist denn auch die siebte Auflage des Thurgauer Leseförderungsprojekts «Geschichtendock» angesiedelt, das erstmals einen historischen Hintergrund hat. Es richtet sich an Schulkinder auf der Primarstufe. Unter dem Titel *Kati und Sven und die französische Prinzessin* schreibt der Thurgauer Autor und Lehrer Daniel Badraun im Internet eine Fortsetzungsgeschichte, zu finden unter geschichtendock.ch.

Mit der ersten Folge gestartet wurde am 8. Januar, die elf Fortsetzungen laufen bis April. Das Format ist ein virtueller Sprachraum. Die Geschichte wächst auf zwei unterschiedlichen Lesestufen, auf denen sich weitere Geschichten entwickeln können. Die Langversion richtet sich an VielleserInnen. Die Kurzversion bedient bewusst auch unerfahrene Leser. Der virtuelle Sprachraum lädt Schülerinnen und Schülern ein, sich während Unterrichtssequenzen ins Dock einzuloggen und im Rahmen eines offenen Unterrichts weiterführende Erkundungsaufträge zu lösen. Oder sie besuchen die Plattform ausserschulisch von ihrem persönlichen Internetzugang aus. Willkommen auf der Plattform sind auch Klassen und Kinder von ausserhalb des Kantons Thurgau.

Die Geschichte erhält wöchentlich eine Fortsetzung. Sie wird von den beiden Kindern Kati und Sven abwechselungsweise erzählt und damit aus zwei Blickwinkeln beleuchtet. Jede Woche steht am Ende die Frage, wie das Abenteuer weitergehen soll. Die Benutzerinnen und Benutzer können abstimmen und so den weiteren Verlauf der Geschichte beeinflussen.

Das Napoleonmuseum Thurgau auf Arenenberg beteiligt sich nicht nur als Schauplatz an den Abenteuern von Kati und Sven. Mit thematischen Anknüpfungspunkten aus der Perspektive Räume, Zeiten, Gesellschaften (RZG) wird die Geschichte ergänzt. Elf Objekte im Museum lassen sich in der Erzählung wiederfinden. Diese werden besonders gekennzeichnet. Darüber hinaus wird eigens ein Rätselblatt entwickelt, mit dem die jungen Besucherinnen und Besucher durch das Museum streifen können, auf der Suche nach einem Lösungswort mit Bezug zu den Lesefolgen.

Das Geschichtendock will mit der Themenwahl auch Einblick geben in das Leben der Thurgauer High Society im 19. Jahrhundert. Das war vor allem emigrierte Aristokratie und Bourgeoisie. Der Einblick in Wohn- und Parkwelten auf Schloss Arenenberg ist für die Kinder informativ, bestimmt aber auch anregend für die Fantasie.

Spuk im Schloss und auf dem Bauernhof

Sommerferien. Die Romanshorer Kinder Kati und Sven möchten an einem Segellager auf dem Mittelmeer teilnehmen. Um sich etwas dazuzuverdienen, arbeitet Kati als Aushilfe und Mädchen für alles im Napoleonmuseum Arenenberg, und Sven hilft auf dem Bauernhof der Familie Menzinger im Thurtal. Bald schon gibt es eine grosse Aufregung im Museum, denn ein französischer Minister möchte das Napoleonmuseum besuchen. In der Nacht spukt es immer wieder, Möbel werden verschoben und die Dekoration wird ständig durcheinandergebracht. Weil Kati neu ist, wird sie verdächtigt, alles absichtlich getan zu haben.

Monika, die Tochter der Bauernfamilie, bei der Sven arbeitet, findet auf dem Dachboden alte Dokumente, die beweisen, dass

die Ururgrossmutter eine Freundin von Napoleon III. war – und sie damit Nachfahrin des Kaisers ist. Sie nennt sich nun Monique und befiehlt Sven, was er zu tun hat. Das macht die Arbeit auf dem Bauernhof nicht einfacher. Ausserdem passieren auch bei Menzingers merkwürdige Dinge. Im letzten Moment kann Sven die Entführung von Monika verhindern. Gemeinsam flüchten sie an den Untersee. Erst spät bemerken Kati und Sven, dass die Vorkommnisse auf dem Bauernhof und der Spuk im Schloss Arenenberg zusammenhängen.

Frauenheld und Verschwörer

Im Leben des realen «Kaisers aus dem Thurgau» spukt es auch, aber anders. Der zunächst von Zeitgenossen als antriebsloses Geschöpf geschilderte Jungprinz soll sich schnell zum Draufgänger entwickelt haben. Er vollführt Reitkunststücke, Schiessübungen und Schwimmarathons am Bodensee. Schon als Schüler in Konstanz und als Student in Ulm eignet er sich Trinkfestigkeit an, kennt die meisten Wirtshäuser in der Region und spricht ganz einheimisch Deutsch mit alemannischem Akzent. Er hat natürlich auch den Charme und das nötige Kleingeld, um den jungen Frauen den Kopf zu verdrehen. Einige von ihnen soll er auch geschwängert haben, was spätere Unterhaltszahlungen an bestimmte Familien im Thurgau und im Umkreis von Konstanz vermuten lassen.

Politisch ist der Prinz vom Arenenberg unberechenbar und risikofreudig. Zusammen mit dem älteren Bruder nimmt er an der Verschwörung einer italienischen Geheimgesellschaft teil, die sich gegen die Habsburger richtet. Beruflich zieht es ihn in die Artillerieschule nach Thun, wo er vom nachmaligen Eidgenossen-General Henry Dufour ausgebildet wird. Der Kanton Thurgau verleiht dem brevetierten Offizier schliesslich das Ehrenbürgerrecht.

1831 stirbt Charles Louis Napoleons älterer Bruder an einer Infektionskrankheit. Ein Jahr darauf erwischt die Tuberkulose den 21-jährigen König von Rom und Herzog von Reichstadt. Er ist als einziges Kind aus der Ehe Napoleons I. mit der habsburgischen Kaisertochter Marie Louise der legitime Erbe des Korsen gewesen. In der familiären Thronfolge ist nun Prinz Charles Louis Napoleon aus dem Thurgau auf dieser Position.

Das nützt der Dandy auch weidlich aus. Im Oktober 1836 versucht er mit einigen Getreuen das vierte Artillerieregiment von Strassburg zum Putsch gegen die Regierung des «Bürgerkönigs» Louis Philippe aufzuwiegeln. Die Aktion scheitert. Der Prinz wird des Landes verwiesen und emigriert nach Amerika, später zieht es ihn nach England. Einen weiteren Staatsstreich versucht er im Oktober 1840. Der Prinz kommt nun vor den Staatsgerichtshof und wird zu lebenslanger Festungshaft verurteilt. 1846 gelingt ihm die Flucht nach England.

Vom Thurgau auf den Thron

Ende Februar 1848 wird der «Bürgerkönig» gestürzt. Die zweite Republik wird ausgerufen. Jetzt will der Neffe von Napoleon I. legal an die Macht. Er führt einen aufwendigen Wahlkampf um das Amt des Präsidenten und wird im Dezember 1848 gewählt. Dabei waren die alten Eliten des ersten Kaiserreichs und der bei vielen Französischen und Franzosen mit viel Hoffnung verbundene Name Napoleon hilfreich. Die Amtszeit ist auf vier Jahre befristet. Kurz bevor sie abläuft, putscht Charles Louis Napoleon am 2. Dezember 1851 und macht sich zum Präsidenten auf Lebzeiten. Es gibt Aufstände, in Paris werden Barrikaden errichtet. Rund 30'000 Gegner lässt Charles Louis Napoleon verhaften. Einige Tausend werden in die grausame Strafkolonie von Französisch-Guayana deportiert.

Karl Marx veröffentlicht in der Folge die Schrift *Der 18. Brumaire des Louis Napoleon* und folgert, dass eine siegreiche proletarische Revolution den Staatsapparat zerschlagen müsse, anstatt ihn zu übernehmen. Über den Neffen Napoleon I. schreibt er: «Die Verfassung der Republik ist nicht von einem Kopfe umgeworfen worden, sondern von der Berührung mit einem blossen Hute umgefallen.» Victor Hugo wird nach dem Putsch für kurze Zeit verhaftet und anschliessend aus Frankreich verbannt.

Er lässt sich auf der französischsprachigen englischen Kanalinsel Jersey nieder und ruft zum Widerstand, gar zum Tyrannenmord auf. Ein knappes Jahr nach dem Putsch stimmen acht Millionen Franzosen für die Wiedererrichtung des Kaiserreichs. Nur etwa 253'000 sind dagegen.

Als Kaiser ist Napoleon III. in brutale Kriege verwickelt: etwa auf der Krim, in Italien, in Mexiko und 1859 im Sardinischen Krieg, wo er mit Truppen das Königreich Sardinien gegen das Kaisertum Österreich unterstützt. Die Entscheidungsschlacht findet in Solferino statt. Sterbende und schwerverletzte Soldaten bleiben unversorgt. Henry Dunant, der Napoleon III. wegen Geschäftsnachgereist ist, erschüttert das Elend auf dem Schlachtfeld so dermassen, dass er unter diesem Eindruck die Schrift *Eine Erinnerung an Solferino* verfasst und das Rote Kreuz gründet, in das er sein ganzes Vermögen steckt.

Napoleon III. ist nicht nur Krieger, sondern auch Visionär im eigenen Land. Er fördert die Textil- und Eisenindustrie, die Bauwirtschaft und gründet grosse nationale Kreditinstitute. Brachliegende landwirtschaftliche Flächen werden urbar gemacht, Kanäle und Chausseen angelegt. Der Kapitalismus boomt. Es entstehen grosse Vermögen, von denen sich einige aber auch schnell wieder auflösen. Paris wird massiv um- und neugebaut. Pompöse Boulevards und prachtvolle neue Quartiere entstehen. Auf den Weltausstellungen von 1855 und 1867 bestaunen mehrere Millionen Besucher die Metropole als Hauptstadt der modernen Zivilisation.

Am 19. Juli 1870 erklärt Napoleon III. Preussen und den deutschen Ländern den Krieg. Anlass ist die von Bismarck provokativ verschärfte *Emser Depesche*. Darin geht es um die Thronkandidatur eines Hohenzollernprinzen in Spanien. Napoleon III. fürchtet um seinen Thron. Die Deutschen stossen unaufhaltsam vor. Es sind mörderische Schlachten. Am 1. September werden in der Festungsstadt Sedan nahezu 100'000 französische Soldaten mit dem Kaiser eingeschlossen. Napoleon III. kapituliert und gibt sich gefangen. Der Kaiser wird von den Franzosen abgesetzt, die dritte Republik wird ausgerufen. Am 19. Januar 1873 stirbt Napoleon III. nach einer misslungenen Blasensteinoperation 65-jährig im englischen Exil. Dem zu jener Zeit gewagten Eingriff hat er zugestimmt, weil er davon ausging, dass ihn die Franzosen auf den Kaiserthron zurückholen würden. An diesem Tag wollte er hoch zu Ross in Paris einreiten, das aber hätte er nur ohne Blasenstein geschafft.

Aufpassen bei den zwielichtigen Seiten

Autor Daniel Badraun ist ein routinierter Geschichtendock-Schreiber. *Kati und Sven und die französische Prinzessin* ist bereits die siebte Staffel. Trotzdem fühlt er sich mit dem Stoff gefordert. Über sein persönliches Verhältnis zu dem wohl berühmtesten Thurgauer sagt er: «Napoleon III. hat auch zwielichtige Seiten. Da muss man schon aufpassen.» Seine Geschichte richte sich an Schülerinnen und Schüler der Mittelstufe. Die historischen Fakten könnten nicht voll ausgeschrieben werden. Vieles müsse halt nur angetönt werden. Die Geschichte lasse sich nicht präzise vorausdenken. Die Dynamik, die von Folge zu Folge entstehe, spiele für den Verlauf eine grosse Rolle. Das mache den Schreibprozess sehr interessant.

«Es wird für die Kinder vor allem auch darum gehen, wie ein Mensch, der im republikanischen Thurgau aufwächst, Kaiser in Frankreich werden kann», sagt der Autor über die Anfangsphase der Geschichte. Wichtiger als die Historizität sei es, die Geschichte in eine kindergerechte Form zu bringen. Natürlich solle dabei die Person Louis Napoleons nicht verherrlicht werden. Die Gefahr einer Glorifizierung bestehe, zumal der Neffe von Napoleon Bonaparte im Thurgau ein sympathisches Image habe. In der Öffentlichkeit sei wenig bekannt über die politische Rolle, die Napoleon III. im Europa des 19. Jahrhunderts gespielt habe.

Vielleicht sind die Primarschulkinder, die sich in den kommenden Wochen mit dem Kaiser aus dem Thurgau befassen, in Zukunft die historisch aufgeklärtere Öffentlichkeit.

geschichtendock.ch

Literarisch gespiegelt: Die Sprache – die Gabe – das Böse – die Zeit. So heisst das neue Buch von Johannes Anderegg, Germanist und emeritierter Professor der Universität St.Gallen. Der Horizont ist so weit, wie der Titel es andeutet.

Johannes Anderegg legt wiederum ein Buch vor, das nicht nur für Spezialisten geschrieben ist, sondern auch für Leserinnen und Leser, die sich vertieft auf Literatur einlassen wollen und kundige Auseinandersetzung mit ihr begrüssen: für «Liebhaber des Worts», wie der Autor selbst einer ist. Überzeugend erinnert das Buch daran, dass es ein Denken jenseits tagesbestimmender Themensets gibt.

Mit der Sprache, der Gabe, dem Bösen und der Zeit sind vier Themenkreise umrissen, die Grundlegendes beinhalten und die Literatur durch die Jahrhunderte geprägt haben. In der Literatur werden die Themen nicht theoretisch untersucht, sondern, wie Johannes Andereggs Buch vielfältig sichtbar macht, in nicht alltäglicher Sprache und kühner Imagination reflektiert – «gespiegelt» eben, in vielerlei Brechungen und Facettierungen.

Die Themen stehen nicht zusammenhanglos nebeneinander. Sprache und Verständigung sind verknüpft mit der Gabe, die, grosszügig oder berechnend gegeben, frei oder schuldhaft empfangen, sich ihrerseits auf Aspekte des Bösen beziehen kann, das in historisch wechselnden Gestalten sein Unwesen treibt; das Böse und die Zeit hängen etwa im Moment rücksichtsloser Augenblickserfüllung zusammen, und davon, dass Sprache für und gegen unsere Zeitlichkeit aufgewendet wird, legt die Literatur nicht nur des 17. Jahrhunderts Zeugnis ab.

Trouvaillen und Skizzen

Der Horizont der angesprochenen Texte ist weitgespannt: vom Alten Testament und der Antike bis in die Moderne und die Gegenwart, von Kohelet über Gryphius, Herder, Goethe, Eichendorff bis zu Hofmannsthal, Thomas Mann, Brecht und Frisch, um nur einige zu nennen.

Es gibt viel zu entdecken in diesem Buch, Unbekanntes wie Altbekanntes. «Auf dem Blute von euch [...], Bauern, gründet ein jeder Sieg.» Es ist nicht etwa Brecht, der solcherart den Mächtigen den Spiegel vorhält und ihr Selbstbild entzerrt, indem er die Gedrückten und Benutzten ins Licht rückt: Es ist Jakob Balde, ein neulateinischer Dichter und Jesuit des 17. Jahrhunderts, heute kaum noch gelesen, der hier die Bauern des Schachspiels den Bauern des Machtspiels gleichsetzt. Balde gehört zu den Trouvaillen, die Andereggs Buch seinen Leserinnen und Lesern vorlegt. Mit vielen Texten und Autoren – Jakob Balde gehört zu ihnen – hat Johannes Anderegg sich schon in frühen Publikationen auseinandergesetzt.

Aber er wiederholt sich nicht; er variiert, vertieft, entdeckt neu.

Johannes Andereggs Buch erhebt nicht den Anspruch der definitiven Texterklärung; vielmehr tritt es als «Skizzenbuch» – so der Untertitel – vor uns, als Zeugnis des Entwerfens, Umreisens, der Detailzeichnung. Skizzen weisen, wie die Kunstgeschichte zeigt, eine doppelte Stellung auf: Sie sind eigenständige Formate und zugleich Vorausdeutung auf erst zu Schaffendes. Ganz in diesem Sinn enthält Andereggs Buch neben ausgearbeiteten Interpretationen Ansätze, Notizen, Schritte in weiter zu verfolgende Richtungen; es vollzieht seine Lektüren in einsichtiger, aber keineswegs strenger – jedenfalls nicht der Chronologie gehorchender – Verknüpfung.

Unerschöpflich: Goethes *Faust*

Als Gravitationszentrum des Buches kann Goethes *Faust* – beide Teile – gelten (Anderegg ist einer der bedeutenden *Faust*-Experten unserer Tage); zu ihm kehrt der Autor in jedem der vier thematischen Kapitel zurück. Auch in einem zweiten Sinn erweist sich Johannes Andereggs jüngstes Werk hier als ein «Skizzenbuch»: Es versammelt Skizzen zu einer *Faust*-Interpretation, deren Vorzug darin liegt, dass sie sich nicht schliessen muss, dass sie gleichsam im Gespräch mit Goethes unerschöpflichem *opus magnum* bleibt. Anderegg führt den Nachweis der Modernität, ja Aktualität des Dramas, das gerade in seiner Reflexion neuzeitlicher Denk- und Lebensbedingungen als Tragödie gelten muss.

Das Buch schliesst mit einer Passage aus Max Frischs autobiografischer Erzählung *Montauk*. Die Passage («Hudson») handelt, wie der Autor behutsam zeigt, von der Erfahrung der Zeit zwischen Erinnerung, Erwartung und «dünner Gegenwart», in welcher Endlichkeit beinahe aufgehoben ist – und er erinnert, auch dies sei mit Dank vermerkt, an die grosse Sprachkunst Frischs. Es sind solche Momente genauso wie die weiter ausgreifenden Lektüren, die dieses Buch zu einem Geschenk für Leserinnen und Leser machen. (Andreas Härter)

Johannes Anderegg: *Literarisch gespiegelt: Die Sprache – Die Gabe – Das Böse – Die Zeit. Ein Skizzenbuch*. Aisthesis Bielefeld 2018, Fr. 32.90.

«Es ist wirklich ein Scheisstag... Es ist eine ganze Scheissepoche, die über uns hereingebrochen ist, und keiner scheint es zu bemerken.» Der Auftakt ist furios und zornig. Da steht einer in Konstanz am Busbahnhof, beobachtet die Einheimischen und die Reisenden, «Migrationsströme der globalisierten Welt im Zustand der Feinverteilung», sieht rund um sich nur entfremdete Existenzen und unglückliche Gestalten und greift erstmal zum Hatespeech: Hass auf all die Schweizer, die in Konstanz shoppen gehen, und auf alle Deutschen, die als «Papierlischweizer» in der Schweiz leben, ennet der Grenze arbeiten und mit ihren SUVs und Daimlers die Gegend verpesten.

Jochen Kelter, Jahrgang 1946, kennt die Doppelexistenz, den realen und geistigen Grenzverkehr aus eigener Erfahrung. In seinem Essay *Jetzt mache ich einen Satz*, erschienen in der «Kleinen Oberrheinischen Bibliothek» von Klaus Isele, schlägt er vom zivilisationskritisch begutachteten Heute aus den Bogen zurück in die «gelöschte Vergangenheit», wie es im Untertitel heisst. Aus Paris kam er in jungen Jahren hierher, studierte in der rebellionsfreudigen Nach-68er-Zeit an der damaligen Reformuniversität in Konstanz und landete als Französischlehrer im Thurgau. Die «gute» alte Zeit zeigt im Rückblick aber ihre hässliche Fratze: Im kleinstädtischen und noch immer naziverseuchten Mief des Nachkriegsdeutschlands haben Linke wie er einen schweren Stand und werden mit Beschäftigungsverbot im öffentlichen Dienst abgestraft. Die aufkommende Genrifizierung vertreibt die letzten schrägen Vögel aus ihren Nestern, so wie den Polsterer Vögel, der dem Buch mit seinem letzten Ausspruch den Titel gibt: «Irgendwann aber sprach Vögel: Jetzt mache ich einen Satz. Und ging.»

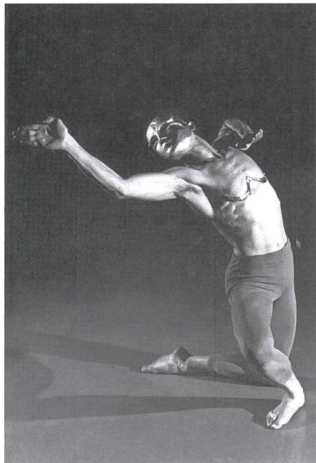
Kelter ging seinerseits, zurück nach Paris, nach New York, nach Zürich, dann definitiv in den Thurgau. Seine Erinnerungen wechseln zwischen Land und Stadt – hier die Thurgauer Pseudo-Idylle, wo «auf Teufel komm raus gebaut wird, in Immobilien, Filetstücke und seenahe Parzellen investiert wird», dort die sich aufplusternde Stadt, dazwischen das eigene «versehrte Leben» und eine «hybride» Identität: «Deutscher aus kollektiver Geschichte gewachsen, Schweizer aus Zeitzeugenschaft, gefüllten Arbeitsjahren und als *citoyen*.» Weder hüben noch drüben «als Fremder wahrgenommen», zugleich hier und dort «immer nur zur Hälfte anwesend», verfügt Kelter über den beidseits distanzierten Blick auf seine Doppelheimat. Und kehrt am Ende, mit etwas milderem Tonfall, an den Busbahnhof zurück und zu den Rentnern, die sich dort «ein wenig Wärme geben und sich über ihre maladen Knochen und ihre Enkel austauschen». (Su.)

Jochen Kelter: *Jetzt mache ich einen Satz*. Kleine oberrheinische Bibliothek 2017, Fr. 23.90.

Erlebnis Leeder

Den inneren und den äusseren Tänzer zu fördern, war das Credo von Sigurd Leeder. Die Kunsthalle Ziegelhütte in Appenzell widmet dem begnadeten Tänzer und Tanzpädagogen nun eine Ausstellung.

Text: Kristin Schmidt, Bilder: Schweizer Tanzarchiv, Fonds Sigurd Leeder



Sigurd Leeders Mobile, getanzt von Ueli Kohler, 1975.



Sigurd Leeder in Ascona, 1925.



Sigurd Leeder unterrichtet in London, um 1950.

Starre Formen, vorgegebene Choreografien, hochspezialisierte, körperfeindliche Techniken: Das klassische Ballett besitzt ebenso viele Konventionen, wie es Angriffsflächen bietet. Oder geboten hat, denn inzwischen ist das Spektrum des etablierten Bühnentanzes breit und die Genres werden an den meisten Hochschulen gleichberechtigt unterrichtet, mit dem Ziel, kreative Tanzschaffende auszubilden. Der Ausdruckstanz war dafür wegbereitend. Seine Protagonistinnen und Protagonisten stemmten sich nicht nur gegen formale Konventionen des Balletts, sondern krepelten auch die Lehre vollständig um.

Ein Name taucht in diesem Zusammenhang immer wieder auf: Sigurd Leeder. Der gebürtige Hamburger hatte selbst nie eine Tanzausbildung absolviert, war als Tänzer ebenso Autodidakt wie als Pädagoge. Und doch gehört er zu den Grossen des 20. Jahrhunderts. Wenn seine ehemaligen Schülerinnen und Schüler über ihre Zeit an der Sigurd Leeder School of Dance berichten, geraten sie schnell ins Schwärmen. Sie berichten davon, wie Leeder sie befähigte, einen eigenen Ausdruck auf die Bühne zu bringen, ihr Raum- und Körpergefühl zu entwickeln, wie er Eigenheiten und Qualitäten erkannte und stärkte, sowie künstlerische Prozesse auslöste.

Körper auf Zeitreise

Zu Leeders Schülerinnen gehört auch Evelyn Rigotti. 1959 war sie Absolventin an Sigurd Leeders Schule in London und bildete sich nach dem Umzug der Institution 1964 nach Herisau dort weiter. Rigotti schöpft bis heute aus den von Leeder ver-

mittelten Techniken und Bildern. Und sie engagiert sich gemeinsam mit anderen Schülerinnen und Schülern dafür, dass Leeders Werk zugänglich bleibt: Zehn seiner Etüden werden derzeit wieder getanzt und auf DVD festgehalten. Das Ausgangsmaterial sind einerseits die Tanznotationen – eine von Rudolf von Laban entwickelte Verschriftung von Tanzbewegungen – und andererseits die Erinnerungen derer, die diese Etüden tanzten.

Originalgetreu werden selbst kleinste Bewegungen für die DVD-Aufnahmen neu geprobt. Keine leichte Aufgabe für Tänzerinnen und Tänzer, die lange nach der Ära des Ausdruckstanzes studiert haben. Denn seither hat sich noch einmal vieles verändert im Tanz. Was also sagen diese Etüden heutigen Tanzschaffenden? Für die drei Tänzerinnen Alena Kundela, Hella Immler und Marula Eugster ist die sorgfältige Arbeit an Leeders Choreografien eine Zeitreise und eine Begegnung mit längst vergangenen Methoden, die sie kaum ins aktuelle Übungsrepertoire übernehmen werden. Umsonst ist die Mühe dennoch nicht, da sie als Baustein dienen wird, das Erbe des grossen Tänzers und Tanzpädagogen zu bewahren.

Der Funke springt über

Sigurd Leeder starb 1981. Die Herisauer Tänzerin und Choreografin Grete Müller führte seine Arbeit weiter und sammelte deren Zeugnisse. Die rund 12'000 Schriftdokumente und Objekte aus dem Nachlass Leeders wurden 2010 dem Schweizer Tanzarchiv übertragen. Dort wurden sie nicht einfach verräumt, sondern erforscht.

So fragte das Archiv bei Evelyn Rigotti an, ob sie Schülerinnen und Schüler auf den historischen Fotografien identifizieren könne. Ein Teil der Arbeit floss in die Ausstellung *Sigurd Leeder – Spuren des Tanzes* ein.

Im vergangenen Jahr wurde sie im Museum für Gestaltung Zürich gezeigt, nun ist sie in der Kunsthalle Ziegelhütte in Appenzell zu sehen. Die Vielfalt des Materials ist beeindruckend und wird gut präsentiert: Historische Filmaufnahmen begegnen Videoausschnitten heutiger Interpretationen der alten Stücke. Plakate und Programmhefte verweisen auf die öffentlichen Auftritte und damit die Aussenwirkung der Schule. Reinschriften der Notationen werden Fotografien der entsprechenden Sequenzen gegenübergestellt. Masken und Kostüme überführen die fotografische Dokumentation in eine dreidimensionale, anschauliche Form. Unter den Fotografien findet sich so manche Aufnahme, die den TanzRaum Herisau in seiner früheren Nutzung durch die Sigurd Leeder School of Dance erkennen lässt.

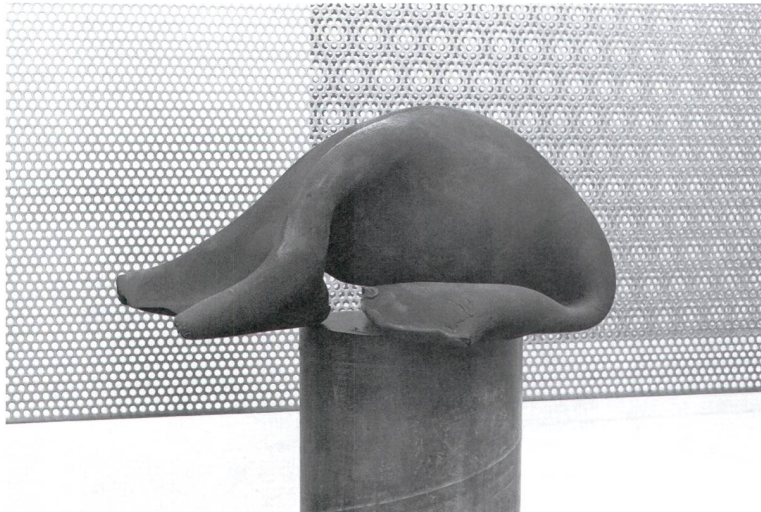
Auf den Bildern ist Leeder immer wieder selbst als Tänzer und Tanzpädagoge zu sehen. Sie zeigen seine Ausdruckskraft und Bewegungseleganz genauso wie die harmonische Stimmung im Unterricht. Und der Funke, den er auf seine Schülerinnen und Schüler übertrug, springt noch heute über.

Sigurd Leeder – Spuren des Tanzes, bis 8. April, Ziegelhütte Appenzell
kunsthalleziegelhuette.ch

Raum sprengen, Zeit zeigen

Mit «Sonar / Tomorrow's Sculpture» zeigt das Kunstmuseum Winterthur das Schaffen der deutschen Künstlerin Katinka Bock – und mit «Frauenbildern durch die Jahrhunderte» geht es im Februar weiter.

Text: Giulia Bernardi



Katinka Bock, *Population (erschöpft)*, 2017. (Bild: Courtesy the artist und Galerie Meyer Riegger, Berlin)

Katinka Bock ist 1976 in Frankfurt geboren. «Sonar / Tomorrow's Sculpture» ist die erste umfassende Einzelpräsentation der Bildhauerin in der Schweiz: ein weiblicher Blick, der durch die vorwiegend männlichen Vertreter der Minimal und Post-minimal Art in Winterthur in den letzten Jahren nur allzu sehr vernachlässigt wurde. Unter dem neuen Direktor Koni Bitterli treten die Winterthurer Kunstinstitutionen nicht nur unter einem neuen gemeinsamen Namen (Kunst Museum Winterthur) auf, sondern starten auch explizit mit Kunst von Frauen.

Das Wo und das Wann

Obwohl sich Katinka Bock selbst als Bildhauerin bezeichnet, experimentiert sie mit verschiedenen Medien: Es entstehen dreidimensionale Skulpturen, Fotografien, vor allem aber raumgreifende Installationen, die nicht nur in einem Raum situiert werden, um dort isoliert zu verweilen, sondern diesen förmlich einnehmen.

Ihre Installationen spielen nicht nur mit dem Raum, sondern auch mit der Zeit. Während der Biennale de Lyon 2011 positionierte sie auf dem Boden des Ausstellungsraumes eine Serie von flachen, rechteckig geformten Arbeiten aus Ton, welche die Spuren einer Bewegung festhielten; im Material eingepreßt waren die Abdrücke von Fahrzeugpneus, welche den Moment der Bewegung in der Arbeit konservierten. Das Ganze trug den Titel *Miles and Moments*.

Katinka Bock entwickelt ihre Installationen in intensiver Beschäftigung mit dem jeweiligen Ort. Dies wird auch in ihrer Ausstellung im Kunst Museum beim Stadthaus der Fall sein. Dort realisiert die Künstlerin unter anderem eine Arbeit, die Wände gleichsam durchstösst und so mehrere Räume miteinander verbindet: eine Ahnung von «Tomorrow's Sculpture», wie der Ausstellungstitel sagt.

Nicht das Was, sondern das Wie

Mit den 1960er-Jahren ging die Vorstellung von Kunst als Prozess einher: Kunst solle in erster Linie ein Schaffensvorgang sein und könne nie nur als reines Produkt empfunden werden. Oft wurde die Entstehung der Kunstwerke mit in die Präsentation miteinbezogen; nicht das Endergebnis stand im Vordergrund, sondern die Handlung selbst. Die Bilder des Amerikaners Cy Twombly (1928–2011) sind exemplarisch dafür: Sie erzeugen den Eindruck, als würden sie gerade entstehen, mit Ansätzen, die teils verworfen und wieder ausradiert werden oder beginnen und nicht weiterentwickelt wurden; flüchtig gesetzte Bleistiftstriche, verschmierte Farbflecken. Übrig auf dem Papier bleiben die Spuren eines geistigen und handwerklichen Prozesses.

Mit der zunehmenden Abscheu vor dem Kunstmarkt und dem gesamten System, in das sie unweigerlich hineingezogen wurden, kamen viele Kunstschaffende zur Überzeugung, dass sich Kunst nicht mit einer

bestimmten Art von Objekt oder mit einem bestimmten Ort identifizieren lässt. So experimentierten sie mit Materialien, die nicht zum traditionellen Kanon der Kunst gehörten; ein herausragender Zeuge dafür ist Joseph Beuys (1921–1986) mit seinen Skulpturen aus Fundobjekten, Bienenwachs, Filz oder tierischem Fett.

Katinka Bock greift diese prozessuale Tradition zwar auf, definiert sie jedoch neu, indem sie ein traditionelles Material für ihre künstlerischen Recherchen verwendet, wie Keramik oder Ton. Dabei setzt sie das ungebrannte Material verschiedenen Bewegungen und Impulsen aus, welche die Form bestimmen und dann im Prozess des Brennens festgehalten werden. Mit diesem Vorgehen bricht Katinka Bock die Selbstbezüglichkeit der Form auf – zugunsten unterschiedlicher Assoziationen und Lektüren.

Perspektivenwechsel

Mit «Sonar / Tomorrow's Sculpture» präsentiert das Kunstmuseum das Schaffen einer Künstlerin, die den Anspruch hat, die Kunstwelt von morgen massgebend mitzugestalten. Ein spannendes Zusammenspiel bildet dazu die Ausstellung «Women – Frauenbilder durch die Jahrhunderte», die Ende Februar im Reinhart am Stadtgarten zu sehen sein wird. Ob Muse, Heilige oder Verführerin: Lange Zeit waren Frauenbilder die klischierten Projektionen männlicher Künstler.

«Das Bild der Frau war das Bild des Mannes von der Frau», heisst es im Ausstellungstext. Seit den 1960er-Jahren beginnt sich dieses Missverhältnis zu wandeln, indem die historische Rolle der Frau und die jahrhundertelangen Unterwerfungsstrukturen thematisiert und hinterfragt werden. Entsprechend wird die Ausstellung durch Künstlerinnen wie Pipilotti Rist (1962), Sylvie Fleury (1961) und Candice Breitz (1972) ergänzt, die Gegenbilder zum männlich geprägten Frauenbild schaffe.

Katinka Bock. *Sonar / Tomorrow's Sculpture*: bis 2. April, Kunst Museum Winterthur

kwm.ch

Women – Frauenbilder durch die Jahrhunderte: 24. Februar bis 17. Juni, Museum Reinhart, Stadtgarten Winterthur

museumoskarreinhart.ch

Ski-Wasser

1894 gründete eine Handvoll besorgter Stadtzürcherinnen den «Frauenverein für Mässigkeit und Volkswohl». Ziel war es, der im Zuge der Industrialisierung grassierenden Alkoholsucht mit Wort und Tat entgegenzutreten. Eine feste Bleibe fand der Verein erst vier Jahre später: Am Übergang von Ober- und Niederdorf eröffnete er das «Alkoholfreie Restaurant zu Karl dem Grossen» und schuf damit den lasterhaften Ehemännern einen unverhofften Hafen der Abstinenz.

Nun sind individuelle wie auch gesellschaftliche Versuche, den Alkoholkonsum einzudämmen, ebenso vielfältig wie die Wege, selbst- oder fremdaufgelegte Enthaltensamkeit zu umgehen. Die klandestinen «speak-easies» der USA zu Zeiten der Prohibition, das lange grassierende Blitz-Trinken in englischen Pubs mit dem fragwürdigen Ziel, zur Sperrstunde auch ja betrunken zu sein, oder das Ten-Pack «poschten» an der Tankstelle als 14-Jähriger, mit bibberigen Knien und ernster Miene – das sind nur einige Beispiele, die von der Kreativität im Umgehen gesellschaftlicher Regeln zeugen.

Man gebe ½ Messglas Zitronensaft und ½ Messglas Himbeersirup in ein Glas und fülle dieses mit sehr kaltem Leitungswasser oder Sodawasser auf. Es ist dies eigentlich eine Limonade, weshalb man ein entsprechendes Glas verwende. Mit Barlöffel und Saughalm servieren.

Gründe für den Verzicht gäbe es viele. Ob um der Gesundheit willen, um mit der Gewohnheit zu brechen oder einfach um die feiertäglichen Exzesse vergessen zu machen. Nicht selten begleiten denn auch hehre Vorsätze das erste Aufwachen im neuen Jahr.

In ähnlicher Weise lassen sich auch gesellschaftliche Enthaltensamkeits-Moden beobachten: 1941 schrieb Harry Schraemli im Buch *Alkoholfreie Erfrischungsgetränke*, dass sich «die alkoholfreien Gaststätten [...] in auffälliger Weise [vermehren] und ganz besonders in den Städten [...] der einzig florierende Zweig des Gastgewerbes zu sein» scheinen. Angesichts des heutigen Gesundheitswahns ein durchaus mögliches Szenario für die nähere Zukunft.

Nichtsdestotrotz sind die Anfang Januar gefassten Alkoholvorsätze wohl in den meisten Fällen bereits heute wieder am Auslaufen. Der Lauf der Zeit ist unerbittlich: 1974 schloss das «Alkoholfreie Restaurant zu Karl dem Grossen» infolge Liquiditätsproblemen seine Türen und ging an die Stadt Zürich über. Mit dem Besitzerwechsel kehrte auch der Alkohol zurück in die Gaststube.

Wir unsererseits versuchen für einmal mit dem *Ski-Wasser* einen Strohalm zur temporären Abstinenz zu bieten. Ob dies dem Volkswohl dient, sei dahingestellt. Gründe, das Glas zu erheben, findet man wohl ebenso viele wie dafür, es bleiben zu lassen. Schraemli hält es wie folgt:

Bitt'ren Nachgeschmack hat jeder Becher,
Den man trinkt als Sorgenbrecher.
Soll dein Glücksstern nicht versinken,
Stets nur in die Freude trinken.

Niklaus Reichle, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

Alle Berthas* ins Boot!

DIE LEIDEN
DER JUNGEN
BERTHA*

Begonnen hat alles im Rümpeltum an einem Konzert der queerfeministischen Punkband Respect My Fist. Da ist einmal mehr aufgefallen, wie sehr die kulturellen Bühnen St.Gallens von Männern dominiert werden. «Das stört», befanden ein paar junge Frauen und wollten daraufhin ihre eigene Band gründen, um die hiesige Kulturszene feministisch zu politisieren. Schnell war aber klar: Die Clique hat nicht wirklich Bock darauf, ein Instrument zu spielen, also wurde nach einer zweitägigen «Klausurtagung» auf dem Land aus der Band eine Bertha*.

Warum der Stern? Weil Bertha nicht unbedingt Brüste haben muss, sondern alle miteinschliesst, die sich in irgendeiner Form als Frau definieren, verstehen oder von anderen in diese Schublade gesteckt werden. Bertha* versucht nicht, sich von bestehenden Formen des Feminismus abzugrenzen. Sie kann butchy sein und gleichzeitig Nagellack tragen. Bertha will heute Kampfsport machen und morgen eine pastellfarbene Decke häkeln und Telenovelas schauen. Und Bertha hat einen Podcast. In der ersten Folge heisst es:

«Wir sind Bertha*. Ein queerfeministisches Kollektiv voller Ideen und Tatendrang. Wir wollen, dass Feminismus nicht nur ein flüchtiges Modewort ist, sondern seine nachhaltige politische Substanz erhält. Wir fordern Konfrontation und Reflexion sowie die Befreiung von patriarchalen und sexistischen Strukturen, die uns einengen und blockieren. Wir stellen uns gegen alle Formen sexistischer Diskriminierung, Unterdrückung und Gewalt. Wir kämpfen für eine Gesellschaft, in der sich jede Person frei entfalten kann. Wir beginnen da, wo die Komfortzone aufhört. Wir sprechen das aus, wofür die Worte fehlen. Nein, wir sind nicht still – wir sind Bertha*.»

Unsere Gruppe ist offen, sagen die Berthas*. «Nicht wir sind Bertha, wir alle zusammen werden Bertha. Es sollen noch möglichst viele andere ins Boot kommen, das ist unser Ziel.» Um dem ein Stück näher zu kommen, haben die Berthas am 20. Januar eine erste, offene Sitzung anberaumt – und können bereits erste Neuzugänge verzeichnen. Wer sie ebenfalls kennenlernen will, es aber unverbindlicher mag, kann sich am 17. Februar im Schwarzen Engel, wo die Berthas* zum grossen Dance-Off laden, einen Cocktail gönnen. Oder zwei Tage vorher am Schalter an der Frongartenstrasse: Ab 18:30 Uhr mischen die Berthas* die ehemaligen Büros der italienischen Konsulin auf und eröffnen eine «temporäre Fachstelle für performative Exploration von Geschlechterdevianzen». Was genau die Berthas* an diesem Abend tun, sei hier noch nicht verraten. Nur so viel: Der Weg vom Ist- in den Soll-Zustand ist sehr bürokratisch. (co)

Die Leiden der jungen Bertha* am Schalter im Konsulat: 15. Februar, 18:30 Uhr

Opening-Dance-Off mit Bertha*: 17. Februar, Schwarzer Engel St.Gallen

Was Bertha* zu sagen hat: soundcloud.com/user-276149108/wer-ist-bertha

Bertha* auf Facebook: Die Leiden der jungen Bertha

Monatstipps der Magazine aus Aargau, Basel, Bern, Lichtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Bunte Bands

Ob im Museum, in einem Veloladen oder im Konzertlokal – am One of a Million wird die ganze Stadt zur Bühne und das Publikum zu Entdeckerinnen und Entdeckern. Seit 2011 wühlt sich das Badener Musikfestival durch die Nischen und beweist dabei seismografisches Gespür. Bands verschiedenster Couleur gibt es zu hören – zwischen Indiepop und Postpunk, Krautrock und Electro. Wie Girls in Hawaii (Bild).

One of a Million Musikfestival
2. bis 10. Februar, diverse Orte,
Baden
ooam.ch

Programmzeitung
Kultur im Basler Basel



Globale Blicke

Crossroads, eine Kooperation zwischen der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) und Pro Helvetia, wirft im Rahmen eines multidisziplinären Kulturprogramms mit aktuellen Theater- und Tanzproduktionen internationale Perspektiven auf Kultur, Kunst und Gesellschaft.

Crossroads

8. bis 10. Februar, Basel und Genf
prohelvetia.ch/crossroads

BKA
BERNER KULTURAGENDA



Kleine Kenner

Kinder mögen nicht nur Kinderlieder, ihre Ohren sind offen für Worldmusic, noisyen Jazz und lärmenden Punk. An den Familienkonzerten der Reihe Bee-flat am Sonntag gibt es all das zu hören. Im Februar spielt das experimentierfreudige Duo Ester Poly, mit Martina Berther am Bass und Béatrice Graf am Schlagzeug, seinen Psychedelic-Experimental-Punk-Clash.

Bee-flat präsentiert: Ester Poly
8. Februar, 15 Uhr, Turnhalle
im Progr Bern
bee-flat.ch

041
Das Kulturmagazin



Runde Worte

Das Bourbaki-Panorama, die Kunsthalle und die Stadtbibliothek lancieren die gemeinsame Veranstaltungsreihe «Unter einem Dach». Dabei spannen sie mit der Spoken-Word-Bühne Loge zusammen. Mit: Max Christian Graeff (Bild), Christov Rolla, André Schürmann und Marguerite Meyer.

Die Luzerner Lesebühne

20. Februar, 20 Uhr, Bourbaki-Panorama Luzern
logeluzern.com

KUL



Lustige Witwe

Die lustige Witwe, eine Operette in drei Akten, wurde 1905 in Wien uraufgeführt. Sie zählt zu den populärsten Operetten des 20. Jahrhunderts und wurde bereits mehrmals verfilmt: eine kurzweilige Geschichte mit mitreissenden Tanzeinlagen und bekannten Liedern.

Die lustige Witwe
bis 10. März, Gemeindesaal Balzers
operette-balzers.li

Coucou



Letzte Indeaner

Die zehnte Ausgabe der Konzertreihe Indeanerghüül wird gleichzeitig auch die letzte sein. Auf einen grossen Abschied mit viel Pauken, Trompeten und Gitarren- und einem Tränchen hie und da.

Indeanerghüül X
17. Februar, 20 Uhr, Zeughaus
Winterthur

KOLT



Verjazzte Seen

Der Turiner Pianist Frederico Monetta ist seit seinem Studium an der Jazzschule Lausanne mit grossem Erfolg in der hiesigen Jazzszene unterwegs. Sein Quartett präsentiert auf der aktuellen Tour die neueste CD Lakes mit sieben Kompositionen, die jeweils einen Schweizer See porträtieren. Als Gastmusiker ist der Oltner Posaunist René Mosele zu hören.

Frederico Monetta Quartet
feat. René Mosele
24. Februar, 21 Uhr, Vario Bar Olten
jazzinolten.ch

ZUGKultur



Erzählte Geschichte

In Zug haben alle eine Ein- oder Auswanderungsgeschichte. Das Museum Burg Zug hat diese Geschichten gesammelt und wirft mit der Sonderausstellung «Anders. Wo.» einen Blick auf globale Wanderungsbewegungen. Neben den über 100 Erzählungen stellen Kunstschaffende Bezüge zur aktuellen Migrationsthematik her und ermöglichen unerwartete Einsichten.

Anders. Wo. Zuger Ein- und Auswanderergeschichten
bis 8. Juli, Di-Sa 14-17,
So 10-17 Uhr, Museum Burg Zug
museumburgzug.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbepattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org